

verhelfen, in der die gleiche Meinungsfreiheit aller als einzige Chance optimaler Gesellschaftsorientierung garantiert sein müßte, zementiert es die elitäre publizistische Anmaßung und den Prophetenanspruch einiger weniger. Anstatt kommunikative Verhaltensnormen zu begründen, die aus Sachgerechtigkeit und sozialer Verantwortung erwachsen, fördert es die stereotype Hybris auf der Seite der sogenannten Kommunikatoren und eine nicht weniger gefährliche Lethargie der angesprochenen Objekte. Das Handbuch für und über die journalistische und publizistische Praxis, das vor allem auch der heute so un-

sicheren Rechtsprechung auf diesem Sektor als Orientierungshilfe dienen könnte, muß also erst geschrieben werden.

Trotz all dem, und um nicht mißverstanden zu werden: Dies ist kein Werk der Böswilligkeit, vielmehr ein Werk mangelnder Erkenntnis. Angesichts dieser Tatsache bleibt die resignierende Tristesse eines Nestroy, der sehr richtig bemerkte: „Es gibt nur wenig böse Menschen, und doch geschieht soviel Schlechtes auf der Welt. Der größte Teil der Schlechtheiten kommt auf die Rechnung der vielen, vielen guten Menschen, die weiter nichts als gute Menschen sind.“

Hans Wagner

Vergleichende Verhaltensforschung und menschliche Aggression

Bis zum Erscheinen von Konrad Lorenz' „Das sogenannte Böse“¹ war die von K. Lorenz und N. Tinbergen begründete Wissenschaft der vergleichenden Verhaltensforschung einer breiteren Öffentlichkeit kaum bekannt geworden. Seitdem hat das Interesse an den Veröffentlichungen des Ethologenkreises im Max-Planck-Institut Seewiesen beständig zugenommen. Die zwei Bände von Lorenz „Über tierisches und menschliches Verhalten“² geben Einblick in die Genese dieser Wissenschaft. Sein Schüler Irenäus Eibl-Eibesfeldt versuchte die erste systematische Darstellung der Verhaltensforschung³. Weiter wären vor allem zu nennen: der leider zu früh verstorbene Erich von Holst⁴, Paul Leyhausen⁵ und Wolfgang Wickler⁶.

Die vergleichende Verhaltensforschung oder Ethologie begann mit der Erforschung der Instinkte der Tiere, „ohne sich jedoch darauf zu beschränken“ (Grundriß, 23). Indem sie sich an der neodarwinistischen Abstammungslehre orientiert, untersucht sie vornehmlich das stammesgeschichtliche Werden und die Ritualisierung von Merkmalen tierischen Verhaltens. Obwohl ursprünglich Tierpsychologie, konnte es doch nicht ausbleiben, daß sie auch den Menschen als Teil und (vorläufigen) Höhepunkt der Evolution in ihre Überlegungen einbezog; auch menschliches Verhalten steht ja dem stammesgeschichtlichen Vergleich offen. Denn wenn es wahr ist, daß der Mensch in seiner leiblichen Wirklichkeit mit Reptilien, Vögeln, Fischen und Säugern

¹ K. Lorenz, Das sogenannte Böse. Zur Naturgeschichte der Aggression (Wien 1963, 221968).

² K. Lorenz, Über tierisches und menschliches Verhalten. Aus dem Werdegang der Verhaltenslehre. I und II (München 1965).

³ I. Eibl-Eibesfeldt, Grundriß der vergleichenden Verhaltensforschung. Ethologie (München 1967, 2. überarbeitete und erweiterte Aufl. 1969); zitiert: Grundriß.

⁴ E. v. Holst, Zur Verhaltensphysiologie bei Tieren und Menschen. Gesammelte Abhandlungen. Bd. I und II (München 1969, 1970).

⁵ K. Lorenz, P. Leyhausen, Antriebe tierischen und menschlichen Verhaltens. Gesammelte Abhandlungen (München 1968); zitiert: Antriebe.

⁶ Wickler, Antworten der Verhaltensforschung. München: Kösel 1970. 231 S. Kart. 19,80; zitiert: Antworten; W. Wickler, Sind wir Sünder? Naturgesetze der Ehe. Mit einer Einführung von Konrad Lorenz (München 1969); vgl. dazu diese Zschr. 186 (1970) 63 ff.; W. Wickler, Stammesgeschichte und Ritualisierung. Zur Entstehung tierischer und menschlicher Verhaltensmuster. München: Piper 1970. 282 S. Pb. 16,80; zit.: Stammesgeschichte.

in ein und denselben Abstammungszusammenhang gehört, warum nicht auch mit seiner „Psyche“, was wohl hier vorsichtiger mit Verhalten verdeutscht werden sollte! Jedenfalls gehen die Überlegungen von K. Lorenz von dieser Einheit des Psychischen aus. P. Leyhausen überliefert von ihm den Ausspruch: „Es gibt nur *eine* Psychologie“ (Antriebe, 11).

Soll das bedeuten, daß die vergleichende Verhaltensforschung den Menschen nur als das höchste aller Tiere betrachtet, ihn also einerseits auf das Tier reduziert oder andererseits die Einschätzung und Wertung menschlichen Verhaltens aus der Tierwelt deduzieren will? W. Wickler bestreitet, „daß die Verhaltensforschung auf dem Weg sei, nachzuweisen, daß der Mensch auch nur ein Tier ist. Sie will nur herausbekommen, wieviel Tier noch im Menschen steckt“ (Antworten, 130). Also weder Reduktion noch Deduktion! Auch wenn der Mensch in manchen Verhaltensweisen, ja sogar in gewissen Aspekten seiner inneren Motivationen ein Verwandter der Tiere ist, hat er doch vieles an sich, was ihn vom Tier unterscheidet. Daher bleibt auch Raum für die auf den Prinzipien der scholastischen Philosophie basierende theologische Lehre von der Geistseele des Menschen, wenigstens grundsätzlich.

Beim Vergleich von Tier und Mensch hatte sich Lorenz im sogenannten Bösen fast ausschließlich auf persönliche, zufällige Beobachtungen menschlichen Verhaltens gestützt. Diese Tatsache mußte die Beweiskraft seiner Aussagen über die menschliche Aggression entscheidend beeinträchtigen und heftige Kritik von human-psychologischer Seite provozieren. Diese Kritik und die fortschreitende wissenschaftliche Einsicht dürften dazu geführt haben, daß man in neueren Büchern über Verhaltensforschung in zunehmendem Maß kulturanthropologischen und ethnologischen Studien und Überlegungen begegnet. Die Einsicht, daß der Mensch trotz seines Evolutionszusammenhangs mit dem Tierreich auch seine Eigentümlichkeiten hat, die gesondert und nach spezifischen Methoden untersucht werden müssen, ehe man Verhalten vergleichen kann, scheint sich auszubreiten. Vom methodologi-

schen Standpunkt scheint mir dafür die Gegenüberstellung der beiden Begriffspaare „angeboren-erworben“ und „homolog-konvergent“ typisch. Statt homolog und angeboren gleichzusetzen, wie es noch vielfach (so jüngst Eibl-Eibesfeld⁷) geschieht, schlägt W. Wickler vor, von angeboren-erworben nur dann zu reden, wenn gefragt wird, ob die Information für ein Verhalten aus dem Genom, dem Träger der Erbfaktoren, stammt oder nicht, während die Unterscheidung homolog-konvergent der Frage vorbehalten bleiben soll, ob die Information für ein bestimmtes Verhalten aus der direkten Erfahrung stammt (= konvergent) oder aber aus einem Speicher (= homolog), wobei offen bleiben kann, ob die für Homologie sprechende Kontinuität der Information durch Tradition oder durch Vererbung garantiert wird (W. Wickler, Stammesgeschichte 227). Der Vorteil dieser Unterscheidung liegt darin, daß die strukturelle Gleichheit von Verhaltensweisen nicht mehr unmittelbar auf genetische Faktoren reduziert, also als angeboren erklärt wird. Der erste Schritt der vergleichenden Verhaltensforschung gilt demnach zunächst nur der Frage einer stammesgeschichtlichen Vergleichbarkeit (Homologie), erst der zweite, die kausalanalytische Untersuchung, fragt nach den eventuell vorhandenen biologischen Grundlagen. Dadurch kann neben der Phylogenese auch die Traditionsbildung in den stammesgeschichtlichen Verhaltensvergleich einbezogen werden. Dies ist für die vergleichende Untersuchung menschlichen Verhaltens besonders wichtig. Hier ist der Einfluß der Traditionsbildung auf die konkrete Ausprägung des Verhaltens so groß, daß der Anteil angeborener Faktoren fast völlig verdeckt wird und oft nur durch einen Kaspar-Hauser-Versuch ermittelt werden könnte.

Ein eindrucksvoller Fall von Traditionsbildung bei Tieren wurde übrigens erst jüngst bei den japanischen Makaken, nahen Verwandten der Rhesusaffen, auf der Insel

⁷ Irenäus Eibl-Eibesfeldt, Liebe und Haß. Zur Naturgeschichte elementarer Verhaltensweisen. München: Piper 1970. 293 S. Lw. 25,-.

Koshima beobachtet. Eines Tags begann das Makakomädchen Imo eine der schmutzigen Bataten oder Süßkartoffeln, die die Beobachter am Strand der Insel ausgelegt hatten, ins Wasser zu tauchen und den Sand abzuwaschen. Vier Jahre nach der „Erfindung“ hatten 15 von 60 Tieren gelernt, ihre Bataten zu waschen, weitere fünf Jahre später taten dies 42 von 59 Makaken. Innerhalb von zehn Jahren wurde das von Imo erfundene Batatenwaschen zum üblichen Eßverhalten dieser Affengemeinschaft. Eine Tradition hatte sich gebildet (vgl. W. Wickler, Antworten, 114 ff.).

Nun sind aber dem Experimentieren mit dem Menschen aus ethischen Gründen enge Grenzen gezogen. Hier kann das Tierexperiment weiterhelfen. Der simplen Übertragung von Ergebnissen, die am Tier gewonnen wurden, auf den Menschen setzt W. Wickler zwar ein entschiedenes Nein entgegen. Er fügt jedoch hinzu, daß sich aus Tieruntersuchungen Arbeitshypothesen gewinnen lassen, die allerdings am Menschen nachgeprüft werden müssen, wenn sie für ihn gelten sollen. Falls eine direkte Überprüfung nicht möglich sei, müsse man die Hypothese durch möglichst viele überprüfbare Hilfsargumente stützen. Dabei komme man dann zwar über eine Wahrscheinlichkeitsaussage nicht hinaus, man könne sich aber damit oft schon zufrieden geben (Antworten, 183 f.). Stellvertretend für die Tierarten, an denen z. B. die mögliche Wirkung neuer Medikamente auf den Menschen erprobt wird, sei des „Versuchs-Kaninchens“ gedacht.

Demnach dürften im Augenblick aus der vergleichenden Erforschung tierischen Verhaltens hinsichtlich des menschlichen Verhaltens „nur“ Arbeitshypothesen zu gewinnen sein, die durch anthropologische Untersuchungen überprüft werden müssen. Es genügt daher nicht, bei Tier und Mensch homologes Verhalten nachzuweisen, um dann gleich von der Bedeutung einer tierischen Verhaltensweise auf die Bedeutung der entsprechenden Verhaltensweise beim Menschen schließen zu können, wie es des öfteren in Illustrierten hinsichtlich des Sexualverhaltens geschieht.

Derartige Vergleiche scheinen plausibel, sind aber irreführend. Die Antworten der Verhaltensforschung sind hinsichtlich des Menschen nur vorläufige Antworten, die bei der endgültigen Antwort mitberücksichtigt werden müssen, die es uns aber nicht abnehmen können, uns selbst zu erforschen. Zum Verständnis menschlichen Verhaltens gehört auch das Verständnis von dessen innerer Motivation. Tatsächlich werden Begriffe wie Aggression oder Liebe nicht ohne das innere Mitschwingen von Empfindungen verstanden und angewandt und würden sonst ihres Kommunikationswerts entbehren. Daß hier auch ein Problem für die Tierforschung liegt, scheint Wickler für die Deutung ritualisierten Tierverhaltens anzudeuten: „Die soziale Wirkung ontogenetisch ritualisierten Verhaltens wird im Grund durch Analogieschluß aus der menschlichen Introspektion behauptet; man kennt die Bedeutung ähnlicher Rituale im menschlichen sozialen Feld, sei es ein Begrüßungsprotokoll oder das ‚gekonnte‘ Einparken eines großen Wagens in knappe Parklücken, das jedem Hotelbediensteten ‚zur Ehre gereicht‘. Und in Anlehnung an zelebrierte Rituale des Menschen wurde der Begriff Ritualisation ja geprägt“ (Stammesgeschichte, 222). Demnach wäre das einfache Zurückschließen auf den Menschen ein logischer Zirkel.

Der Beitrag der vergleichenden Verhaltensforschung für die Humanwissenschaften (Psychologie, Soziologie etc.) läßt sich wohl am besten mit den Worten P. Leyhausens umreißen: „Alles, was wir tun, ist, diesen Disziplinen eine neue oder jedenfalls gänzlich mißachtete Dimension anzufügen – die Dimension von ein bis zwei Milliarden Jahren Stammesgeschichte“ (Antriebe, 12). Daß an der Bedeutung dieser Dimension heute nicht mehr gezweifelt werden kann, ist das Verdienst dieser Wissenschaft.

Im Licht dieser Erwägungen ist auch das jüngste Buch I. Eibl-Eibesfeldts⁸ zu sehen. Es will ein Beitrag zur Bewältigung der durch die moderne Kriegstechnik immer gefährlicher werdenden menschlichen Aggressivität

⁸ Vgl. Anm. 7.

sein und ist zugleich eine Weiterführung und Ergänzung der im sogenannten Bösen von Lorenz vertretenen Thesen. Eibl-Eibesfeldt geht davon aus, daß Aggressivität ein angeborener Trieb sei, allerdings „nur ein Antrieb unter vielen“ (14). Der Mensch habe auch Anlagen zur Geselligkeit, „bindende Mechanismen“, die die „natürlichen Gegenspieler der Aggression“ sind. „Soziale Abstoßung (Aggression) und Anziehung (Zuneigung) bilden bei höheren Wirbeltieren eine funktionelle Einheit“ (15). Daher die These des Buchs: Aggressives und altruistisches Verhalten ist durch stammesgeschichtliche Anpassungen vorprogrammiert. Daher gibt es vorgezeichnete Normen für unser ethisches Verhalten. „Die aggressiven Impulse des Menschen werden meines Erachtens durch ebenso tief verwurzelte Neigungen zur Geselligkeit und zum gegenseitigen Beistand aufgewogen“ (15). Das Gute im Menschen ist nicht sekundärer kultureller Überbau; „Nicht erst die Erziehung programmiert uns zum Guten, wir sind unserer Anlage nach gut“ (15). Solcher Optimismus wird jedoch gleich wieder eingeschränkt. Eine Fußnote weist darauf hin, daß auch die „freundlichen Dispositionen“ zur Geselligkeit und zum gegenseitigen Beistand mißbraucht werden können, z. B. durch allzu große Gefolgschaftstreue. Aber die These von der Bestie Mensch wird zurückgewiesen, und auch die biblische Aussage, der Mensch sei böse von Jugend auf (Gen 8, 21), darf nicht unkritisch wiederholt werden. Wie das Tier, so besitze auch der Mensch angeborene Angriffshemmungen, die auf seine biologische Ausstattung abgestimmt sind (116). Z. B. sei die Fähigkeit zum Mitleid als stammesgeschichtliche Anpassung angeboren (117). Freilich habe die technische Entwicklung unsere angeborenen Hemmungen überlistet, „und wir müssen dies mit unserer Einsicht verstandesmäßig kompensieren, wenn wir als Art überleben wollen“ (117). Jedoch liege in der Tatsache, daß diese Angriffshemmungen nicht erst als kultureller Überbau geschaffen werden, unsere große Hoffnung (119). Neben den Angriffshemmungen finden sich bandstiftende Riten, z. B. das Grüßen, die der Aggressions-Beschwichtigung

dienen (125). Aber vor allem die Bindetriebe wie Fluchttrieb, Brutpflegetrieb und der Geschlechtstrieb sind die Voraussetzung der Geselligkeit. Betont wird die Mutter-Kind-Beziehung als Kristallisationskern der menschlichen Gesellschaft (252), die große Bedeutung des sexuellen Bands beim Menschen für die Partnerbindung. Korrigierend zu Lorenz wird gesagt, daß „die Liebe zumeist nicht primär ein Kind der Aggression ist, sondern wohl mit der Entwicklung der Brutpflege entstand“ (147).

Kritisch sei vermerkt, daß Eibl-Eibesfeldt wiederholt von „angeboren“ spricht, wo ein exakter Nachweis dafür bisher nicht erbracht ist. In einem Buch, das für eine breitere Öffentlichkeit bestimmt ist, mag zwar die wissenschaftliche Unterscheidung zwischen angeboren und homolog unnötig erscheinen. Aber angesichts der hiezulande mit „angeboren“ verbundenen Vorstellungen empfiehlt sich ein sparsamer Gebrauch. Weiter richtet sich die Kritik gegen einen ziemlich unreflektierten Gebrauch von „Aggression“. Dieser Vorwurf trifft allerdings nicht nur dieses Buch, auch nicht allein die Verhaltensforschung. Auch in der Psychoanalyse, wo der Begriff intensiv benützt wird, hat dessen Klärung eben erst begonnen. Eibl-Eibesfeldt versucht zwar eingangs, Aggression auf den emotionsfreien, physikalisch anmutenden Inhalt von Abstoßung festzulegen und zu beschränken, wie es der objektiven Methode einer exakten Naturwissenschaft durchaus entspricht. Aber in seinen weiteren Ausführungen duldet er, daß sich beim Leser die aus der Introspektion gewonnenen emotionalen und motivationalen Elemente des Aggressions-Verständnisses damit vermengen. Das Phänomen der Aggression schillert, dementsprechend auch seine Wertung. Vielleicht wäre es besser, das positive „Anliegen“ eines vorhandenen Aggressionstriebes von dessen pathologischen Erscheinungsformen und Entartungen, die ja unter bestimmten anomalen Bedingungen auch bei Tieren beobachtet wurden⁹, zu unterscheiden

⁹ Der Buntbarsch *Etroplus maculatus* kann im Aquarium unter Umständen das eigene Weibchen umbringen (Liebe und Haß, 84; Grundriß, 69).

und dann dem Trieb einen neuen, zutreffenderen Namen zu geben. Für die exakte Herausarbeitung dieses Begriffs ist die Verhaltensforschung auf die Humanpsychologie, speziell die Tiefenpsychologie angewiesen, ohne deren Mithilfe auch keine hinreichende Lösung für das sogenannte Aggressionsproblem gefunden werden kann.

Angesichts der Vielschichtigkeit menschlicher Aggression – sie reicht vom intrapsychischen bis zum internationalen Konflikt – erscheint der Lösungsbeitrag der vergleichenden Verhaltensforschung bescheiden. Die Feststellung, daß nicht nur die Abstoßung, sondern auch eine gewisse Anziehung zum stammesgeschichtlichen Erbe des Menschen gehört, mag der Zurückweisung eines extremen Pessimismus hinsichtlich der menschlichen Lebensausstattung willkommen sein. Aber die konkrete Friedensforschung wird den Humanwissenschaften zufallen. Vielleicht wird man eines Tages eine aggressionshemmende Droge entwickeln. Eine richtig verstandene anti-autoritäre, besser nicht-autoritäre Erziehung, die die Einübung einer vernünftigen Frustrationstoleranz nicht vergiftet, kann dazu beitragen, daß der Mensch weniger aggressiv wird. Aber ein aggressionsloser Zustand scheint weder

möglich noch wünschenswert. Auch in der Zukunft wird der Mensch in der beständigen Auseinandersetzung mit der eigenen Aggressivität leben müssen. In der rationalen Analyse der Konflikte und in der Entwicklung rationaler Methoden der Konfliktbereinigung liegt unsere Überlebenschance. Die Predigt und das gelebte Beispiel der Nächstenliebe sind notwendig; sie wird aber zum Opium des sozial, wirtschaftlich, politisch Schwachen, wenn seinen berechtigten Interessen nicht Gerechtigkeit widerfährt. Solange der Mächtige und Besitzende – sei er nun Individuum, Interessengruppe oder Staat – sich im Recht glaubt, jede Aggression des „kleinen Mannes“ unbesehen als böseartig zu verdammen, nur weil sie seine Interessen bedroht, werden wir der Konflikte nicht Herr werden. Dabei soll nicht übersehen werden, daß heutzutage auch der Besitzende in die Rolle des rechtlosen „kleinen Mannes“ geraten kann. Ein wichtiger Beitrag zur Lösung des Aggressionsproblems könnte u. a. die allgemeine Anerkennung gewisser Grundrechte für Individuen, Gruppen und Staaten (Völker) sein. Allerdings ist diese Anerkennung wirkungslos, wenn ihre Durchsetzung nicht garantiert ist.

Norbert Mulde SJ

Das Hamburger Jahrbuch für Wirtschafts- und Gesellschaftspolitik

Unter den drei führenden Einrichtungen des sog. zweiten Bildungswegs, die sich zum besonderen Ziel setzen, Führungskräfte für die Arbeitnehmerschaft aus dieser selbst heranzubilden, der Akademie der Arbeit in Frankfurt (Main), der Sozialakademie in Dortmund und der Hochschule für Wirtschaft und Politik in Hamburg (ursprüngliche Bezeichnung „Akademie für Gemeinwirtschaft“, später, da dieser Name mißverständlich war, umbenannt in „Akademie für Wirtschaft und Politik“ und zuletzt noch in „Hochschule“), darf die erstgenannte sich zweifellos der ältesten und zugleich der ruhmreichsten Tradition rühmen; dagegen verfügt die durch ein eigenes Hamburgisches Staatsgesetz ins Leben ge-

rufene und weiter ausgestaltete wohl über die reichste Ausstattung an Lehrkräften und Lehrmitteln; bisher ist sie auch die einzige, die ihren Absolventen den Übergang zur Universität erschließt. Eine ausgezeichnete Eigentümlichkeit dieser Hochschule ist auch das umfangreiche, von ihr und neuestens im Zusammenwirken mit dem HWWA (Hamburgisches Weltwirtschaftsarchiv) herausgebrachte Schrifttum, das vor allem dazu beitragen soll, den Kontakt mit ihren Absolventen auf die Dauer aufrechtzuerhalten und so an deren zweijährigen Ausbildungsgang eine ständige Weiterbildung anzuschließen. An erster Stelle unter diesem Schrifttum steht das nunmehr in 15 Jahrgängen vorliegende *Hamburger Jahr-*